

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Amüliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 11.

Sonntag, den 12. März 1899.

VI. Jahrgang.

Beim Scheiden.

Und geht's auch in die weite Welt,
Vielleicht für lange Zeit,
Wein' drob Dir nicht die Augenlein roth.
Herzallerliebste Maib.
Gieb lieber mir noch einen Kuß,
Mein Bündel ist geschnürt,
Und denk: „Gott schuf auch einen Weg,
Der wieder heimwärts führt.“

Und stören die Gedanken denn
Sich noch an Zeit und Raum?
Wie einst in holder Sommerzeit
Wir lachen fort im Traum.
Und schlägst Du dann die Augen auf,
So denkst Du frohgerührt:
„Gott hat auch einen Weg gemacht,
Der wieder heimwärts führt.“

Wiesbaden.

Franz Kurz-Elsheim.

(Nachdruck verboten.)

Im Schlummer.

Skizze von Alfred v. Sedenstjerna. Aus dem Schwedischen
übersetzt von Martha Sommer.

Mehr wie einmal hatte Robert Björk düstere Prophe-
zeiungen für seine Zukunft über sich ergehen lassen müssen.

„Deine Lebensweise führt Deinen Ruin herbei,“ sagte sein
Vater und als der gestorben war, hatte Robert das Vergnügen,
diese düstere Prophezeiung von zwei Onkeln wiederholen zu
hören.

„Dein Weg geht direkt in den Abgrund, Robert!“ prophe-
zeite seine Tante, die Vize-Wortführende in einem Nähverein
war und dieselbe Ueberzeugung ließ sein Freund, der
Kommunisten laut werden.

Aber Robert ließ sein Lebensschiff mit dem Winde segeln
und als es anfang, um ihn herum auf den Höhen der Gesell-
schaft von Storköping kühl zu wehen, setzte er einfach noch ein
paar Segel bei.

Ich glaube, daß all jene finsternen Weissagungen in Er-
füllung gegangen wären, wenn nicht das Schicksal und ein Paar
vom Raufschu unsichere Beine unseren jungen Freund in einer
unangenehmen Winternacht an einen recht fatalen Ort, ins La-
zarett, geführt hätten.

Pfui Teufel, war das doch eine bummer Geschichte.

Souper in recht gemischter Gesellschaft, Hazardspiel, viel
Champagner und ein böser Fall auf der Treppe des Restau-

rants. Mit einem Wort ein Standal, von dem Storköping
volle sechs Wochen lebte, allwo sich der erste Stationschreiber
von seiner Frau scheiden ließ.

Schon rein körperlich genommen, war es ein böser Fall.
Viele Quetschungen und ein Bruch beider Knochen am linken
Unterarm.

Er lag im stillen Schlummer in dem Privatzimmer erster
Klasse im Lazarett.

Anfangs hatte er sich über die eintönige Farbe der Wände
geärgert und ihm hatte geekelt vor der Karbollsuff, die durch das
Haus wehte.

Die Onkels kamen und meinten, daß der Krug so lange zu
Wasser ginge bis er bräche und daß zwei Kronen fünfzig pro
Tag ein billiges Logis sei, das seinen von dem wilden Leben
stark mitgenommenen Nerven gut zu passen käme.

Die Tante und sein Freund, der Kommunisten, kamen
auch und fanden, daß Robert Gott danken müsse, der ihn ge-
warnt hätte, ohne ihn gleich mit dem Tode zu strafen.

Die Spielkameraden und Bekannten kamen garnicht.
Doch, einer. — Er war voll inniger Theilnahme und brachte
Robert ein neues Buch zum Lesen. Und als er ging, hatte er
Robert Björks Namen auf einem Wechsel.

Nach Verlauf einer Woche entschloß sich unser junger
Freund, dem Rath seiner Tante und des Kommunisten zu fol-
gen und Gott dafür zu danken, daß er hierher gekommen war.

Auf den kahlen, ölgestrichenen Wänden begannen nämlich
Rosen zu blühen. Die Karbollsuff war verschwunden und im
Krankenzimmer duftete es Frühling. Durch das Fenster sah
man das Schneetreiben und selbst an klaren Tagen verbarg sich
die Sonne schon Nachmittags um drei Uhr. Aber drinnen im
Krankenzimmer lag Robert Björk, in stillen Schlummer, in träu-
merischer Behaglichkeit, bald mit geschlossenen, bald mit ge-
öffneten Augen und sah Mittsommergrün und hörte sanfte
Töne und athmete den aromatischen Duft schlanker Birken.

Und das alles nur, weil ein kleines Fräulein von zwei-
undzwanzig Jahren, Tochter eines armen Beamten, die Stelle,
die sie eigentlich hatte haben wollen, nicht bekommen hatte und
statt dessen als Sofiaschwester am Lazarett in Storköping ange-
stellt worden war.

Sie war schlank und zart aber elastisch und zäh. Sie hatte
Hände wie ein Kind und Willenskraft wie ein Mann. Sie
war blond und grazios und hatte karblaue Augen und Haar,
das sich an der Schläfe leicht kräuselte.

Wir beide, Du und ich, haben oft solche Mädchen gesehen
und ich glaube bestimmt, daß Robert Björk solche gesehen hat,
wie wir beide zusammen, ohne sie weiter zu beachten.

Aber, meine Lieben, der Unterschied besteht darin, ob man
sie beim Hambo im Arm hält und mit ihnen über die Chronik

von Stortöping plaudert oder ob man hilflos ballastet und steht, wie sie sich im tarrierten Kattunkleidchen über einen beugen und einem mit kleiner, unbehandschuhter Hand den Becher zum Munde führen.



Maria Henriette, Königin von Belgien.

Es war Robert, als ob seine Vergangenheit weit hinter ihm läge und er fühlte, wie ein großes und gutes Gefühl täglich in ihm wuchs.

Es war nur jenes alte, ewig-junge Gefühl, wißt Ihr. Und oft lag er träumend im Halbschlaf und dachte voll Sorge an den Tag, an dem sein Arm geheilt sein würde.

So lag er eines Tages wieder im Halbschlaf, aber Fräulein Martha glaubte, daß er tief und fest schlief.

Und da erschien plötzlich ein dunkler, schöner, junger Kopf in dem Thürspalt und als Fräulein Martha zuerst, den Finger auf die vollen Lippen drückend, zur Vorsicht mahnte und darauf freundlich winkte, trat eine hohe Männergestalt in das Zimmer.

Der junge Mann warf einen scheuen Blick auf das Bett, in dem Robert lag und ihr, unter halbgeschlossenen Augenlidern beobachtete. Aber da flüsterte Fräulein Martha:

„Der Vermste! Gottlob jetzt schläft er ganz ruhig.“

Und überzeugt hiervon näherten die beiden schönen jungen Häupter sich einander.

Sie flüsterten zärtlich und vertraulich miteinander und Robert glaubte bestimmt, das Wort „Geliebte“ gehört zu haben.

Dann schlichen sie leise zur Thür . . .

Der Frühling war aus dem Krankenzimmer geschwunden, die Rosen waren verweltet und die Wände waren kahl wie zuvor. Fräulein Martha erschrak, als sie sah, daß die halb geheilte Wunde von neuem zu eitern begann.

Robert Björk lag still und verschlossen da, nie mehr gab er ihr freundliches Lächeln zurück.

„Was in aller Welt ist geschehen?“ fragte sie unruhig und bestürzt.

Seine Lippen theilten sich, um ihr zu sagen, was geschehen war, aber da regte sich sein Mannesstolz und sie schlossen sich hart und fest.

So vergingen ein paar trübe Tage, bis Fräulein Martha eines Abends mit trauriger Miene sagte:

„Ja, gute Nacht also, Herr Björk, ich habe heute Abend frei.“

Er war außer sich vor Zorn und Eifersucht. „Frei!“ Natürlich um den andern in irgend einer bekannten Familie zu treffen. Er hatte einen rothen Schein vor den Augen und er biß die Zähne aufeinander, um nichts zu sagen, aber er mußte sprechen.

„Wohin . . . Verzeihung, ich meine nur, es ist etwas so außergewöhnliches, Sie, die Sie sonst Ihren Posten kaum verlassen.“

„Herr Björk, es ist für lange, lange Zeit der letzte Abend, an dem mein Bruder zu Hause ist. Er hat eine Anstellung erhalten, weit fort im Kaukasus . . . ein guter Platz ist es ja, Gott sei Dank . . . aber doch — na, gute Nacht also!“

Und die schlanke Gestalt wollte zur Thür hinausgleiten.

„Fräulein Martha!“

„Wünschen Sie noch etwas?“

„Entschuldigen Sie, ist Ihr Bruder sehr groß und dunkel?“

„Ja, aber —“

„Hat er einen schwarzen Schnurrbart?“

„Ja, ja, ich muß wirklich gehen.“

„Fräulein Martha!“

Es lag etwas in seiner Stimme und in seinem Blick, das sie veranlaßte, an der Schwelle umzukehren und ein paar Schritte auf sein Bett zuzugehen.

„War er der Herr, der Sie neulich Abends besuchte?“

„Ja. Es thut mir sehr leid, daß wir Sie gestört haben. Sie sahen gerade aus, als ob sie schliefen.“

Er zog sie mit seinem gesunden Arm zu sich hernieder und küßte sie, wie er nie zuvor ein Weib geküßt hatte. Dabei stammelte er:

„O — o Gott segne Dich! Geliebte, einzig Geliebte!“

Sie war erschreckt und verwirrt, fast ängstlich. Aber sie war schon ganz vertraut mit ihrem Beruf und wußte, wie gefährlich es ist, Patienten zu entmuthigen. Sie hatte ja auch erst vor ein paar Tagen gesehen, wie schädlich die unangenehme Aufregung ihm gewesen war und deshalb beugte sie ihr erröthetes Gesichtchen tief, tief zu ihm hinunter und ließ den Dingen ihren Lauf.

Vom belgischen Königshofe.

(Mit 2 Illustrationen.)

Man hat aus den Zeitungsmeldungen zur Genüge erfahren, daß Maria Henriette, die Königin von Belgien, schwer erkrankt war und man schon stündlich ihr Leben erwartete. Die letzten Telegramme lauten ja etwas günstiger. Immerhin ist die Gefahr noch nicht ganz behoben und die Besürchtungen erhalten bei dem Alter der Kranken — Maria Henriette ist 1836 als die Tochter des Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn, geboren und mit Leopold 2. seit 1853 vermählt — immerhin neue Unterlagen. So dürfte es denn unsere Leser interessieren, wenn wir heute zwei Bilder vom belgischen Königshofe veröffentlichen.

(Nachdruck verboten.)

Die Indianergeschichte.

Pädagogische Plauderei von Dr. Georg Biedenköpff.

Frikchen, der Sohn des Kaufmanns Meher, Bernheimersstraße 6, Telephon 2043, hat seinem Vater in letzter Zeit immer schlechtere Diktate und Aufsätze nach Hause gebracht. Alle Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Das erste Viertel des Schuljahres ist herum und wenn es so weiter geht, so wird

Freihchen das Klassenziel nicht erreichen und die große Schande wird über Kaufmann Meyers Haus hereinbrechen, daß Freihchen sitzen bleibt.

Papa und Mama Meyer berathschlagen also, was zur Abwendung des drohenden Unheils zu thun sei. Es wird beschloffen, daß Papa Meyer dem Lehrer Freihchens einen Besuch abstatten und die Bitte vortragen solle, er möge Freihchens Privatstunden in Rechtschreibung und Aufsatzlehre erteilen, natürlich gegen Honorar.

Der Beschluß wird auch zur Ausführung gebracht. Jedoch erklärte der Klassenlehrer, er selber dürfe einem Schüler seiner Klasse keine Privatstunden erteilen, so gerne er bereit wäre, natürlich, aber er empfehle seinen Kollegen.

Der Kollege beginnt also den Privatunterricht. Viermal in der Woche plagt er sich eine Stunde lang redlich mit Meyers Freihchen herum, der Schweiß rinnt ihm jedesmal perlend von der Stirn, denn Papa Meyer ist sehr gewissenhaft und zahlt hohes Honorar, so daß man sich auch ins Zeug legen muß. Die Stimme des Lehrers schallt alsdann durch die ganze Meyersche Wohnung und wenn Mama Meyer zufällig zur selben Zeit im Nebenzimmer gerade ihre Freundinnen zum Kaffeeklatsch beisammen hat, so können sich die schmetternden Zungen der redefertigen Damen eine Stunde lang nur mühsam zur Geltung bringen, so mächtig überlönt sie die diktierende Stimme des Lehrers von Freihchen nebenan.

Denn der Lehrer diktirt jedesmal einige Sätze und läßt dann Freihchen die falsch geschriebenen Worte buchstabiren und zehnmal schreiben und diktirt dann wieder und strengt sich fastisch mehr an, als durch das Honorar, das ihm jetzt schon wie ein Hohnorar vorkommt, überhaupt vergolten und wieder gut gemacht werden kann.

Freihchen macht bei alledem nur sehr geringe Fortschritte. Der beständige Drill in der Rechtschreibung ektst ihn an. Zu Hause in der Privatstunde muß er aufpassen, denn da wachen stets die strengen Augen des Privatlehrers über ihm. Umso mehr überläßt sich Freihchen in der Schule seinen Träumereien, denn der Klassenlehrer kann unmöglich stets den kleinen Meyer immer im Auge haben.

Papa Meyer wird ungeduldig und nervös, als er bemerkt, daß der Privatunterricht auch keine besseren Censuren im Gefolge hat. Eigentlich, so meint Herr Kaufmann Meyer, Bernheimerstraße 6, Telephon 2043, müßte der Klassenlehrer schon allein deshalb, weil sein Kollege in Meyers Hause einen Haufen Geld verdient, bessere Censuren unter Freihchens Diktate und Aufsatze schreiben. Aber mit den Lehrern ist nun einmal nichts anzufangen. Das sind Pedanten. Uebrigens ist Papa Meyer

nummehr, nach Ablauf von zwei Monaten, entschlossen, Freihchen einen anderen Lehrer zu nehmen. Es kann doch nur an der Methode liegen, nicht an Freihchen, meint Papa Meyer zu Mama Meyer, denn Dummheit ist doch beiderseitig nicht in der Familie.

Mama Meyer meint, man dürfe dem Kollegen von Freihchens Klassenlehrer doch nicht den Stuhl vor die Thüre setzen. Das könnte sich schwer an Freihchens Censuren rächen.

Bei dieser Meinungsverschiedenheit ist es ein Glück, daß der Privatlehrer selber angesichts seiner vergeblich angewandten Mühe bedauert, wegen Ueberbürdung mit Arbeitslasten, Schul- und Privatstunden den Privat-Unterricht Freihchens nicht fortsetzen zu können.

Meyers sind also auf der Suche nach einem neuen Lehrer. Diesmal durch die Zeitung. Eine Fluth von Offerten läuft ein. Endlich ist die Qual der Wahl vorüber und ein neuer Herr auf gleichfalls viermal wöchentlich eine Stunde engagirt. —

Im Gegensatz zur laut und eifrig schallenden Stimme des früheren ist die Stimme des jetzigen Hauslehrers kaum hörbar. Ob er überhaupt redete? Mama Meyer lauschte. Sie hört kein Wort. Sie sieht durch Schlüffelloch. Der Lehrer liest und Freihchen hat ein Buch vor sich und scheint auch zu lesen. Aber das ist doch keine Art, Privatstunde zu erteilen. Wofür wird denn der Lehrer bezahlt?

Am zweiten und dritten Tage dieselbe Geschichte. Einige Worte des Lehrers am Beginn und einige am Ende der Stunde. Na, der versteht sich's bequem zu machen, meinen Freihchens Eltern und nehmen ihren Sohn einmal ins Gebet, was er denn in der Stunde eigentlich bei dem neuen Lehrer zu machen habe.

Freihchen will mit der Sprache nicht recht heraus. Er dürfe lesen. Was lesen? Geschichte. Was für Geschichte? Indianergeschichte, die er so gerne lese und die Papa und Mama ihm immer weggenommen hätten.

„Na, da hört aber auch alles auf“ rief Papa Meyer, der beinahe vom Stuhl gefallen wäre und hatt dessen mit der Faust auf die Tischplatte schlug. „Sofort kündige ich dem unverschämten Kerl. Honorar kein Pfennig!“

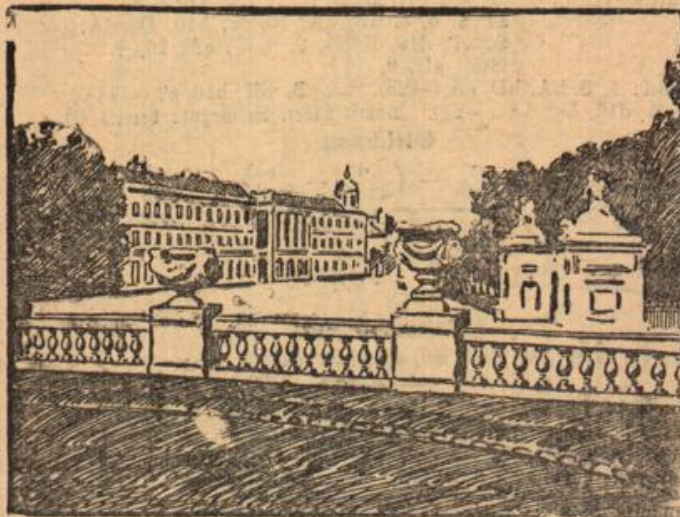
Ich hätte den Brief, den Papa Meyer an den „unverschämten Kerl“ stilisiert, nicht erhalten mögen.

Die erstaunten aber Freihchens Eltern, als ihr orthographischschwaches Söhnlein am nächsten Tag zum ersten Male seit Monaten ein genügendes Diktat mit nach Hause brachte!

Gleichzeitig lief die Antwort des entlassenen Privatlehrers ein.

„Geehrter Herr! Ihr wenig höfliches Schreiben habe ich mit der ganzen Gemüthsruhe eines Mannes von reinem Gewissen gelesen. Ihr Sohn muß heute nach meiner Ueberzeugung und früheren Erfahrung auf Grund meiner Methode ein genügendes Diktat nach Hause gebracht haben. Das rechefertigt mich allein schon. Allein, damit Sie nicht glauben, es sei der Zufall im Spiele, so will ich Ihnen kurz meine Methode darlegen.

Ein Junge lernt am schnellsten und meisten, wo er mit ganzem Interesse dabei ist. Diktate schreiben widert ihr Freihchen an, um so lieber liest er und zwar, wie er mir in den ersten drei Minuten der ersten Stunde gestand, Indianer- und Abenteuergeschichten, die Sie ihm strengstens verboten. Nun ist die Leseleuth bei Schulknaben insofern von Uebel, als die Schularbeiten und die Aufmerksamkeit darunter leiden; dagegen ist dieselbe Leseleuth, richtig eingebümt, zur Erlernung der Orthographie wie des Aufsatze Schreibens von großem Nutzen. Indem Freihchen eine Stunde lang Indianergeschichte las, etwa 1 Seite, gingen etwa 4500 Worte an seinem Auge vorüber und prägte sich die Schreibung der häufiger vorkommenden Wörter seinem Gehirn unbewußt ein. Hätte ich diktirt, so wären kaum mehr wie hundert Worte zur Niederschrift auf dem



Das Königl. Schloß in Brüssel.

